

Apotheken des 18. Jahrhunderts.

Die hier auf Tafel VII und VIII reproducirten Apothekenabbildungen ver-
raten schon durch verschiedene Verschnörkelungen des Stils, in welchem
die Einrichtungen ausgeführt sind, daß sie aus einer Zeit stammen,
welche der Rococoperiode nicht ganz fern liegt. Die erste Abbildung ist die
auf die Hälfte des ursprünglichen Formats verkleinerte Reproduktion eines
im germanischen Museum befindlichen Kupferstiches, welcher uns die Hofapo-
theke zu Rastatt zeigt. Wie die lateinische Unterschrift unter dem Original
sagt, ward dies Bild vom Apotheker Joh. Leonhard Kelner zu Nürnberg sei-
nem allergnädigsten Herrn, dem Oberbefehlshaber der Reichsarmee, Ludwig
Wilhelm, Markgrafen von Baden und Hochberg dediciert. Da, wie aus den
Annalen des Nürnberger Collegii pharmaceutici ersichtlich ist, Kelner 1697 durch
Kauf der Apotheke zur goldenen Kanne Apotheker zu Nürnberg ward und
Markgraf Ludwig Wilhelm bereits 1707 zu Rastatt verstarb, so stammt die
Abbildung entweder aus den letzten drei Jahren des 17. oder den ersten sieben
Jahren des 18. Jahrh. Wenn der Apotheker Joh. Leonh. Kelner in der Dedika-
tion den Markgrafen Ludwig Wilhelm als seinen allergnädigsten Herrn bezeich-
net, so ist dies wol nicht nur als Phrase gewöhnlicher Unterthanenergebenheit
anzusehen, sondern wahrscheinlich hat Kelner als Feldapotheker unter Mark-
graf Ludwig Wilhelm gedient. Für diese Ansicht spricht nämlich, daß sich
in der jetzt noch existierenden Kannenapotheke, von welcher Kelner vor bei-
nahe 200 Jahren Besitzer war, eine Feldapotheke in Schrankform aus dem
17. Jahrh. erhalten hat, welche von dem jetzigen Herrn Besitzer der Kannen-
apotheke vor kurzem dem germanischen Museum gütigst überlassen worden
ist. Mit dieser Feldapotheke dürfte der Apotheker Kelner den Markgrafen
Ludwig Wilhelm, wol mit den fränkischen Hilfstruppen, auf seinem Feldzuge
gegen die Türken, bei dem Entsätze Wiens, den Siegen bei Nissa und Salan-
kemen begleitet haben.

Die zweite Abbildung, deren Original sich ebenfalls im germanischen Mu-
seum befindet, wird in der Unterschrift als die Dietrich'sche Apotheke, welche sich
unter dem Zeichen des goldenen Sterns in der Bindergasse zu Nürnberg befindet,
bezeichnet. Unter dem Kupferstiche ist P. Decker als Zeichner, C. Weigel als
Herausgeber, H. Bölmann als Kupferstecher genannt. Da nach dem noch vor-
handenen Kaufbriefe Wolfgang Friedrich Dietrich die damals in der Johann
Paul Fettern und Junker Georg Hieronymus Petzen zugehörigen Behausung
befindliche Apotheke zum goldenen Stern von Matthias Röser ohne Haus am
23. April 1705 für 12000 Gulden erkaufte und nach Doppelmayr der Architektur-
maler Paul Decker bereits 1713, C. Weigel 1725 verstorben ist, so stammt die
Abbildung aus der Zeit zwischen den Jahren 1705 bis 1713. Dieselbe stellt
also nicht, — wie man wegen der Ähnlichkeit der Räumlichkeit geneigt ist an-
zunehmen, — die heutige Sternapotheke vor; denn dieselbe ward erst von Dietrich
in die jetzige, laut Kaufbrief vom 27. Oktober 1728 für 3500 Gulden erkaufte
Behausung verlegt. Bei der Verlegung der Apotheke aus dem alten Gebäude
in das neu erkaufte Haus scheinen die Geschäftsinventarstücke mit hinüber ge-
nommen zu sein, denn viele der auf dem Kupferstiche abgebildeten Gefäße und
Einrichtungsgegenstände sind in der jetzigen Sternapotheke erhalten geblieben.

So sind z. B. die mit dem Zeichen des Sterns versehenen Standgefäße zum großen Teile noch vorhanden. Die Holzbüchsen ähneln ganz den modernen. Die meisten Standgefäße für Flüssigkeiten haben indessen, statt der jetzt üblichen eingeschliffenen Glasstöpsel, meistens Zinndeckel mit auf dem Glashalse hermetisch schließendem Schraubengange. Der wesentlichste Unterschied im Aussehen der Apotheken aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh. und der modernen, wird bei ersteren durch das Fehlen der jetzt in den Apotheken so vorherrschenden weißen Porzellangefäße verursacht. Wenn man die durch Malerei so reich verzierten Majolikatöpfe, die teilweise italienisches Fabrikat vom Beginne des 16. Jahrh. sind und teilweise der Zeit der Apothekeneinrichtung angehören, und die Gläser mit bunt aufgemalten Signaturen aus jener Zeit, wie sie z. B. noch jetzt in der Sternapotheke erhalten geblieben sind, mit den jetzt dafür üblichen, nüchternen, weißen Porzellanstandgefäßen vergleicht, so darf man wohl behaupten, daß die pharmazeutischen Offizinen in der Majolikazeit nach der Richtung hin einen luxuriöseren und malerischeren Eindruck gemacht haben. Joh. Friedr. Böttcher aus Schleiz, welcher durch die Entdeckung der Porzellanfabrikation die Majolikagefäße mehr aus der Mode brachte, hat übrigens seine erste chemische Ausbildung bekanntlich im pharmazeutischen Laboratorio erhalten. Im Jahr 1701 befand er sich nämlich als Lehrling in der Zorn'schen Apotheke zu Berlin. Da der Apotheker Zorn sich mit Alchemie beschäftigte, so bot sich für seinen Lehrling leicht die Gelegenheit, sich ebenfalls mit dieser Kunst zu befreunden. Alsbald machte Böttcher, wie es heißt durch Hilfe eines geheimnisvollen Unbekannten, selbst schon so geschickte alchemistische Experimente, daß er in den Ruf kam, Gold machen zu können. Dies Gerücht gelangte auch zu König Friedrich I. von Preußen, der daraufhin Befehl gab, sich Böttchers zu bemächtigen. Rechtzeitig gewarnt, ergriff dieser die Flucht, und obgleich er schon von einem preussischen Militärkommando verfolgt wurde, entkam er glücklich nach Wittenberg in Sachsen. Die preussische Regierung verlangte zwar die Herausgabe Böttchers, indessen dieser Aufforderung ward von dem sächsischen Staate nicht Folge geleistet. Da man eine Überrumpelung Wittenbergs durch die Preußen befürchtete, so ward der Flüchtling zur größeren Sicherheit nach Dresden geführt. Durch die von ihm angestellten Versuche brachte er hier auch den Kurfürsten von Sachsen zu der Meinung, daß er die Goldmacherskunst verstehe. Dieser verlangte von ihm die Mitteilung des Geheimnisses und ließ ihn, als er sich weigerte und Fluchtversuche plante, als Gefangenen auf den Königsstein bringen. Von seinen Wächtern gedrängt, machte der Alchemist nun mancherlei Versuche, um den Stein der Weisen zu finden, und entdeckte hierbei zufällig 1704 das braune Jaspis-Porzellan und 1709 das weiße Porzellan. Letzteres wurde unter Böttchers Leitung seit 1710 auf der Albrechtsburg zu Meissen fabrikmäßig hergestellt, hatte indessen in den ersten Jahrzehnten einen so hohen Wert, daß es in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. wol noch nirgends zu Apothekenstandgefäßen benützt sein dürfte, was gegen den Schluß indessen allgemein wurde, so daß damals die weißen Gefäße und Büchsen aufkamen. Wer porzellanene nicht erschwingen konnte, kaufte solche von weißer Fayence, die damals als Surrogat des Porzellans allenthalben weiß gefertigt wurde.

Die Apotheken des 18. Jahrh. waren ebensowenig wie heutzutage, obgleich der hohe Profit der Apotheker schon damals sprichwörtlich geworden

war, die Goldgruben, für die man sie hielt. Sehr erschwert ward den Apothekern der Kampf ums Dasein durch gesetzliche und ungesetzliche Konkurrenz, welche ihnen nicht weniger als in unserer Zeit von Geheimmittelhändlern, Materialisten, Gewürzkrämern, Kräuterweibern, Wasserbrennern u. s. w. im Handel mit Arzneiwaren gemacht wurde. Recht ersichtlich ist dies aus den Akten, welche sich im Archiv des alten Nürnberger Collegii pharmaceutici befinden; denn dieselben bestehen zum größten Teile aus Klageschriften der Apotheker und Gegenschriften von deren unliebsamen Konkurrenten. In den Jahren 1750 bis 1758 wandte sich das Nürnberger Collegium pharmaceuticum, um sich von dieser Kalamität so viel als möglich zu befreien, an den kaiserlichen Reichshofrat zu Wien. Dieser stimmte ihrer Beschwerde zwar zu und verurteilte ihre Gegner; indessen kam es nicht zur Exekution. Der Apotheker Paul Kanut Leinker, welcher damals Senior des Collegii pharmaceutici war, schreibt über diesen Gegenstand in den Annalen, bei Niederlegung der Senioratsgeschäfte, wie folgt: »Bey Besorgung des Collegii pharmaceutici Angelegenheiten in Ausrottung derer Stümpeleyen habe ich mir zwar, meiner Schuldigkeit und Obliegenheit gemäß, alle ersinnliche Mühe gegeben, wie es die unter meinem Seniorat erwachsene Acta von selbst ausweisen, allein es blieb doch allezeit ein Augiae Stabulum, worinn man nicht fertig werden konnte, und wenn man der Stümpeley als einer wahren Hydrae Lerneae einen Kopf gleich abschlug, so ragten doch immer mehrere wieder hervor, mit denen man wiederum zu streiten hatte.«

Teilweise machten sich die Apotheker unter einander durch falsche Konkurrenz selbst das Leben sauer. So war im 18. Jahrh. die mißbräuchliche Gewohnheit der Apotheker, an Ärzte und Kunden Neujahrspäsentate zu senden, derartig zur Kalamität geworden, daß die Regierungen es für nötig hielten, dagegen einzuschreiten. So bringt z. B. die Anspacher Intelligenz-Zeitung, Nr. 47, Mittwoch den 23. November 1796, folgende Annonce: »Da man nöthig gefunden hat, die bishero üblich gewesene Neujahrs-Geschenke der Apotheker, an Ärzte und Kranke, als eine zweckwidrige, zu vielen Mißbräuchen Anlaß gebende Gewohnheit abzuschaffen, und zu dem Ende allen Apothekern des hiesigen Fürstenthums die fernere Abreichung gedachter Geschenke an Ärzte und Kranke geschärfte zu untersagen; so wird diese Verfügung zu jedermanns Nachricht hiedurch bekannt gemacht. Anspach, den 16. Nov. 1796. Königl. Preufs. Kriegs- und Domainenkammer.«

Auf dieser Verordnung fußend, vereinigten sich in demselben Jahre auch die Apotheker Nürnbergs, um die üblichen Neujahrs Geschenke, welche in Konfekt, Wein und Gewürzen bestanden, abzuschaffen. Um diesen Beschluß dem verehrlichen Publiko motivierend mitzuteilen, verfaßte das Apothekerkollegium in Nürnberg eine besondere Denkschrift: »die hisher gewöhnlichen Neujahrs-Geschenke betreffend«, in welcher die pekuniäre Lage des pharmazeutischen Standes wenig glänzend geschildert wird. Auch über die Preise, zu welchen die Apotheken in damaliger Zeit verkauft wurden, wird darin, wie folgt, Erwähnung gethan: »Eine allgemein bekannte Sache ist es, daß, um in Nürnberg, Anspach, Erlangen, Fürth, Bayreuth Apotheker zu seyn, ein Fond-Kapital von 12000 Fl. am geringsten bis zu 24 tausend Gulden und darüber, in einer der Haupt-Städte erforderlich ist. — — Hiebey entstehet nun doch wohl die ganz einfache natürliche Frage, was beträgt nun der jährliche Debit? Nicht baare

Einnahme allein ist hier zu verstehen, sondern überhaupt der Debit, das heißt, der ganze jährliche Verschleiß an Medikamenten, sowohl der Handverkauf, als auch die bezahlten und unbezahlten Recepte, — kurz, alles und jedes, was zum jährlichen Verschleiß gehöret. — Was beträgt wohl der jährliche Debit bey einer Kapital-Summe von 12 bis 24 tausend Gulden? — Hierauf können Wier aus unserm Kollegium auftreten, und auf Ehre und Gewissen, mit dem dazu kommenden Beweifs ihrer Bücher, versichern: bey einem hiesigen Fond-Kapital von 16 bis 20000 fl. wozu wenigstens zwei Personen, ein Subject und ein Auslaufer, unumgänglich nothwendig sind, ist unser Debit zwischen 2500 bis 3000 fl., worunter, — ein Jahr ins Andere gerechnet, — wenigstens 4 bis 500 fl. schlechte oder ganz verlohrene Schulden zu rechnen sind.«

Wir sehen daraus, dafs damals die Apotheken zu denselben Preisen wie heute, nämlich zu dem sechs- bis siebenfachen des Jahresumsatzes verkauft zu werden pflegten. Der Wert der Apotheken ist seit 100 Jahren mit dem Umsatze ganz gleichmäfsig in die Höhe gegangen, was eine natürliche Folge der allgemeinen Geldentwertung ist. Die in pharmazeutischen Kreisen jetzt üblichen Lamentationen über ein fortwährendes Steigen der Apothekenpreise sind jedenfalls nicht motiviert.

Wenn die Apotheker des 18. Jahrh. sich auch bemühten, ihrem Stande durch fleißige Benützung lateinischer Ausdrücke ein recht wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen und so z. B. die früheren »Lehrjungen« allgemein jetzt »Discipuli«, ihre »Gesellen« nunmehr nur »Subjecti« nannten, so war ihre Ausbildung meistens doch noch keine akademische, sondern eine ganz handwerksmäfsige. Es wurden, dieser entsprechend, von dem Apotheker des 18. Jahrh. gesetzlich auch nur soweit naturwissenschaftliche Kenntnisse verlangt, als die Empirie ihres Berufes sie ihnen gelegentlich lehrte. So schreibt z. B. der berühmte Arzt Friedr. Hoffmann, welcher von 1694 bis 1743 als Professor in Halle lebte, in seinem »Politischer medicus«, um die von dem Apotheker zu verlangenden chemischen Kenntnisse zu skizzieren: »Dem Apotheker soll bekannt seyn, dafs ein Acidum mit einem Alkali ebulliret; aber es ist schon genug, wenn er nur den Effekt weifs, obschon er die Ursache daran nicht sagen kann.« Danach scheint Hoffmann keine grofse Meinung von dem theoretischen Wissen seiner zeitgenössischen Apotheker gehabt zu haben. Wenn auch nicht zu bezweifeln ist, dafs seine Ansicht im allgemeinen richtig gewesen sein wird, so steht doch auch fest, dafs viele Apotheker des 18. Jahrh. sich mit ihrer naturwissenschaftlichen Bildung über dies Alltagsniveau erhoben haben. Als Beweis hierfür erinnere ich nur an die in damaliger Zeit lebenden Männer, wie Aublet, Curtis, Ehrhart, Funk, Hudson, Geoffroy, Marggraf, Andreä, Wiegleb, Scheele u. s. w., welche sämtlich dem Apothekerstande angehörten und in den Geschichten der Botanik und Chemie stets unvergessen bleiben werden.

Nürnberg.

Hermann Peters.